

Julia Erler

geboren 1967 in Wiesbaden, studierte Vergleichende Literaturwissenschaft und Theaterwissenschaft an der FU Berlin und arbeitete als freie Übersetzerin und Autorin, ehe sie an der Universität in Bordeaux ein Degustationsdiplom erwarb. Sie arbeitet als PR-Expertin für ein renommiertes Weingut in Südwestfrankreich, wo sie viele Jahre lebte, bevor sie mit ihrer Familie zurück nach Wiesbaden zog. *Dunkelblaue Stunden* ist ihr Debütroman.

Über die unsichtbaren Verwicklungen menschlicher Beziehungen, die Liebe und das Sterben.

Schon immer eine gute Schwimmerin, zieht Mona täglich Bahnen im Pool ihres Gartens zwischen duftendem Lavendel und silbergrünen Pappeln. Sie kostet das Leben aus: Mit ihrem Hund Sid und ihrem Kater Santiago lebt sie in einem Landhaus im Süden Frankreichs. Ihre Freundinnen – die fürsorgliche Nachbarin Albertine, die gegensätzlichen Zwillinge Tia und Clarissa, die feenhaften, naive Eliane und die ironische Mathilde – sie alle haben Geschichten zu erzählen von Freundschaft, Familie, Liebe und Verlust.

Doch wissen sie nur wenig von Monas eigener Geschichte. Aufgewachsen in einer Kleinstadt am Rhein als Tochter einer jüdischen Mutter, musste Mona mit ihrer Familie nach Südamerika fliehen und dabei alles hinter sich lassen: ihre Großeltern, ihre beste Freundin Erika und ihre erste Liebe, Eduard ...

Während Mona das Altern in all seinen Facetten durchlebt und eine beginnende Demenz bei sich bemerkt, bricht der frisch verwitwete Eduard von London aus auf, um seine einstige Jugendliebe wiederzufinden.

www.verlagshaus-roemerweg.de

ISBN 978-3-7374-1262-9



DUNKELBLAUE STUNDEN

JULIA ERLER

S. Marix Verlag

S. Marix Verlag

JULIA
ERLER

DUNKEL
BLAUE
STUNDEN

ROMAN

Der wilden Brandung des nahen Ozeans nacheifernd, stürzt der Mühlbach durch sein schlammiges Bett, als wäre der Herbst längst da, als würde der Zaunkönig nicht aufgeregt zirpend um seine zweite Brut bangen und der Bauer um das spät gemähte Heu.

Mona sitzt auf ihrer Veranda und atmet tief durch. Zumindest in einem bringt der Gewitterregen Erleichterung: Die schwülstige Luft wird von kühleren Windfäden durchweht und die Nachmittagshitze fällt zu Boden – natürlich nur, um nach dem Ende der Schauer ein noch stickigeres Netz über alles zu breiten. Aber für den Moment ist es fein.

Aus dem Inhalt

Julia Erlen
Dunkelblaue Stunden

JULIA ERLER

DUNKELBLAUE STUNDEN

ROMAN

Der wilden Brandung des nahen Ozeans nacheifernd, stürzt der Mühlbach durch sein schlammiges Bett, als wäre der Herbst längst da, als würde der Zaunkönig nicht aufgeregt zirpend um seine zweite Brut bangen und der Bauer um das spät gemähte Heu.

Mona sitzt auf ihrer Veranda und atmet tief durch. Zumindest in einem bringt der Gewitterregen Erleichterung: Die schwülstige Luft wird von kühleren Windfäden durchweht und die Nachmittagshitze fällt zu Boden – natürlich nur, um nach dem Ende der Schauer ein noch stickigeres Netz über alles zu breiten. Aber für den Moment ist es fein.

Die Temperaturen sind viel zu heiß für September, mit glühendem Sonnenschein schon ab dem frühen Morgen; immer öfter gibt es solche späten Hitzetage, als wollte der Sommer zeigen, dass er noch da ist, auch wenn der Herbst kalendarisch gerade begonnen hat.

Lächelnd hebt Mona ihre Teekanne an und gießt vorsichtig einen zarten, orange-braunen Strahl des dampfenden Darjeelings in ihre Tasse. Durch nichts in der Welt ließe sie sich um diesen Moment bringen. Das zärtliche Plätschern in der alten, geblühten Porzellantasse, der Duft der Teeblätter, wenn sie die Tasse an ihre Nase führt, die Wärme des ersten Schlucks am Gaumen, dem sie dann mit geschlossenen Augen nachspürt, wenn er durch die Kehle rinnt und dieses unglaubliche Gefühl der Entspannung auslöst. Als wäre es das erste Mal, als läge ich zwischen dem kühlen Leinen, erhitzt und gelöst mit meinem ersten echten

Schwarm, der großen Liebe, wie man sie sich als Backfisch erträumt, einzigartig, endlos, damals, in einer anderen Zeit, einem anderen Jahrhundert, als mein Leben noch vor mir lag als Land der tausend Möglichkeiten. Wir liegen im Zimmer der Brüder, dort würde niemand nach uns suchen. Die Jungen sind ausgeschwärmt, Vinzenz mit Elfriede irgendwo in den Wald beim Jagdschloss und Paul mit seinen Schulfreunden ans Rheinufer zum Baden. Ich räkle mich unter den zarten Händen, die gedankenverloren Muster auf meinen Rücken malen. Die weit geöffneten Fenster schicken ab und an eine warme Brise. Ich drehe mich um und schaue Ede in die Augen. Lächeln. Ich könnte ertrinken in diesem Blick!

Ein entfernter Donner reißt Mona aus den Erinnerungen. Der Regen pausiert nur, und während sie noch an der ersten Tasse Tee nippt, setzt das sanfte Rieseln auf dem Glasdach der Veranda wieder ein, wird die Oberfläche des Mühlbachs von hundertfachen Kreisen durchzogen, bis sich ein verirrter Blitz zwischen den Erlen erspähen lässt und das Grollen im Hintergrund wieder erstarkt.

Sid, Monas weißbraune Promenadenmischung, die entfernt an einen etwas zu wuscheligen Setter erinnert, sucht mit eingezogenem Schwanz Schutz unter ihrem Korbstuhl. Als sie sich hinabbeugt und ihrem Hund beruhigend den Rumpf tätschelt, knarzt das alte Gebinde, als wolle es dem Tier zuliebe den tosenden Donner übertönen. Der Hund flieht zurück ins kühle Haus und Mona schenkt sich die zweite Tasse ein. Die Prozedur ist die gleiche, aber die Intensität ist weg, ihre Gedanken schweifen von Sid zum Heu zum gerade mit einem Hechtsprung in den Haselstrauch gehüpften Eichhörnchen: Es hat die warme Farbe eines Cognacs, und an der Zartheit seines Körpers lässt sich sein junges Alter erahnen. Woher weiß es von diesem Busch, von den ersten reifen Nüssen, und davon, dass weder Sid noch Santiago, der Kater, bei diesem Wetter eine Gefahr darstellen?

Die Sonne blinkt, die tropfnassen Blätter funkeln. Kein Lüftchen regt sich mehr. Wie sie befürchtet hat, steigt mit den ersten sich aufschwingenden Vögeln die feuchte Hitze wieder herauf, dampfend, wie die heißen Schwaden des Tees.

Auf das Gewitter folgt tropfende Stille, der Bach säuselt, und ab und an meldet sich ein aufgebrachter Vogel, eine Elster, Amsel oder ein Zaunkönig, eine Schwalbe.

Mit unmerklichem Stöhnen, wie es das schwere Atmen des Alters oft in sich birgt, richtet Mona sich auf, lässt den Blick über die glitzernden Blätter zu den auf der hinteren Terrasse erstrahlenden roten und weißen Geranien wandern. Gleich wird sie an ihnen vorbeilaufen, schauen, ob der Regen ihren schweren Blütenköpfen arg zugesetzt hat, während sie mit dem Hund die Vorabendrunde dreht; danach beginnt Monas Abendritual, das heute abgekürzt werden kann, sie wird nicht gießen müssen, stattdessen vielleicht etwas ernten, in jedem Fall einen Blick in ihren Gemüsegarten werfen, und zu den Obstbäumen, oben am Hang.

Eine alte Platane, die dem Parkplatz vor dem Haus ihren gütigen Schatten spendet, schüttelt die überflüssigen Tropfen im lauen Wind ab. Frédéric, Monas Enkel, hat gerade sein leuchtend gelbes Cabrio darunter abgestellt und bekommt beim Aussteigen einen zarten Guss in den Nacken. Fluchend wischt er das Wasser weg und sucht einen möglichst pfützenfreien Weg in das Haus seiner Großmutter. Eine Kreuzotter im Gras raschelt schnell davon. Die kleine Feldsteinmauer, die den Weg vom Bach trennt, lockt immer allerlei Getier. Frédéric schüttelt sich. Er hat nichts übrig für die Natur, die seiner Großmutter so am Herzen liegt. Er ist Stadtkind, durch und durch, auch wenn er größtenteils hier aufgewachsen ist.

Mona hat ihn längst bemerkt und ruft und winkt. Wenn er an einem Montag den Weg hierher gesucht hat, dann sicher nicht ohne Grund!

Er hebt schlaff die Hand und tritt durch einen Verschlag, in dem das Feuerholz für den Winter lagert, ins Haus. So ein stolzes Anwesen, und man geht durch den Hintereingang hinein! Er würde wohl so einiges ändern, später, obwohl, nein, er würde es einfach verkaufen und sich mit dem Geld eine schicke Wohnung in Bordeaux, nein, besser noch, in Paris kaufen. Hach! Seine Großmutter ist bei bester Gesundheit, das ist alles ferne Zukunftsmusik.

Er tritt zu ihr auf den Balkon wie in eine feuchte Wolke. Der Temperaturunterschied zwischen drinnen und draußen ist in diesem alten Haus immer wieder beeindruckend. Mona ist aufgestanden und legt liebevoll ihre gebräunten Hände mit den langen, knorrigen Fingern um seine Schultern. Das hat sie immer geliebt, die kräftigen Arme eines Mannes zu spüren, Halt zu finden, eine Sekunde lang, in dem Gefühl seiner Anwesenheit.

Frédéric beugt sich zu Mona hinab und küsst sie auf die Wangen. Dabei fällt sein gelockter Pony nach vorn und verdeckt ihm die Augen. Im Aufrichten streicht er die dunklen Haare zurück. Seine Großmutter sieht ihn erwartungsvoll an. Er duftet dezent nach dem Rasierwasser, das sie ihm zu seinem Geburtstag geschenkt hat, wie hieß es noch? Irgendetwas Exotisches, es hat sie an Tausendundeine Nacht erinnert, was war es nur? Auf jeden Fall passt es wunderbar zu ihrem Enkel, seiner natürlichen Eleganz, seinem dunklen Sommerteint.

Mona bemüht sich nicht einmal, ihm etwas zu trinken oder zu essen anzubieten. Sie weiß, er wird mit einer Ausrede so schnell wie möglich davoneilen. Diese Augen! Diese Augen, sie sind ihr so vertraut, dieses stechende Blau mit den grauen Schleiern darin, wie der Himmel über dem Meer an einem frühherbstlichen Morgen.

»Mona – ich ...« Er nennt sie bei ihrem Vornamen, obwohl er weiß, wie sie das hasst. Sie ist seine Mamita – und er ihr Freddy,

egal, wie erwachsen er tut oder ist! Er liest den Widerwillen in ihren Augen und korrigiert sich:

»Mamita, ich – ich habe mich verliebt!« Verlegenes Lächeln. Sie nimmt ihn freudig in den Arm.

»Ach, wie schön!«, und glaubt es doch nicht halb. Zu gut kennt sie ihn. Alle paar Wochen eine neue Flamme.

»Und wir möchten verreisen, zusammen.«

»Und nun möchtest du was? Mein Auto, das Boot, Geld?« Sie hat sich wieder gesetzt und er sieht sich nach einem Stuhl um. Hinter dem Gestrüpp einer sich nach oben rankenden Mischung aus Kletterrose und Waldrebe findet er einen alten Korbsessel, etwas nass vom Regen. Er zieht ihn heran und setzt sich behutsam auf den äußersten Rand. Seine beige Leinenhose saugt dennoch sofort die kühle Nässe auf, er muss sich zusammenreißen, um nicht erschrocken aufzuspringen.

»Du verstehst das doch! Ich muss Marie beeindrucken! Ihre Eltern haben ein großes Weingut!«

Etwas kleinlaut fügt er hinzu: »Und einen Verlobten hat sie eigentlich auch. Ausgerechnet Jacques! Mein Studienkumpel, du weißt schon. Sie liebt ihn nicht, aber ihre Eltern möchten diese Verbindung. Na ja, und wir möchten nach Griechenland ...«

Mona grinst innerlich – er hat doch viel von seiner Mutter. Vor allem viel Naivität. Sie seufzt.

»Na schön, wie viel?«

Er lacht befreit. »Fünftausend Francs?«

»Wow! Das habe ich nicht hier. Meinst du nicht, das ist etwas übertrieben? Na ja, du bist nur einmal jung! Ich überweise es dir also auf dein Konto. – Wann geht es los?«

»In knapp zwei Wochen.«

»Ah, genug Zeit also, dass du mir das junge Fräulein am Sonntag beim Essen vorstellst! Wir treffen uns im *Chez Claude*. Ich erwarte euch um 12:30 Uhr.«

Frédéric kennt Mona gut genug, um zu wissen, dass Widerrede sinnlos ist, aber auch, dass er zur gleichen Zeit bei Maries Eltern erwartet wird.

»Geht Samstag? Sonntag sind wir bei ihren Eltern.«

»Na gut, Samstag also!« Er nickt erleichtert und erhebt sich. An sich ist sie wirklich cool, seine Großmutter.

»Ich fahr dann mal wieder.«

Mona drückt sich mit gespielter Leichtigkeit aus dem Korbsessel und begleitet ihn zur Tür. Diese Rückenschmerzen! Sie muss noch schwimmen gehen, unbedingt!

Jetzt kommt auch Sid angeschwänzelt, der Frédéric's Anwesenheit bis jetzt nicht einmal bemerkt hat. Frédéric beugt sich zu ihm und streichelt ihn. Er war sein bester Freund, früher, als beide noch sehr jung und die Tage im Sommer unendlich waren.

»Sid! Ich komme bald wieder, und dann drehen wir eine Runde, wie früher!« Er weiß, dass er lügt, und Mona auch. Der Hund sieht ihn aus seinen schon sehr trüben Augen an und wedelt nun kaum noch. Er spürt, dass dies Abschied heißt, wie immer.

»Den Spaziergang machen wir jetzt!« Mona umarmt ihren Enkel und lässt ihn ziehen. Dann beugt sie sich nach ihren Gummistiefeln und tritt genau in dem Moment vor die Tür, als Frédéric's Auto aus der Einfahrt fährt.

Er erwischt eine Pfütze auf dem ausgefahrenen Kalksteinweg und der Schlamm spritzt hoch und verteilt sich über dem Auto. Mona schüttelt lachend den Kopf. Er hat es immer noch nicht kapiert! Erst einen Bogen nach rechts und dann gleich scharf nach links. So lässt sich das Schlagloch umfahren.

Eduard steht am großen Grab seiner Schwiegerfamilie, in dem auch seine Frau Tilla beerdigt worden ist. Es ist ein romantischer Ort, ein großer, trauernder Engel aus Granit steht am Eingang der

Gruft, eingewachsen mit Efeu und unter den sanft schwingenden Ästen einer Linde. Das Grab hat die Familie schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Tillas Urgroßeltern, Großeltern, Eltern, alle sind sie hier begraben, und auch er selbst wird wohl einmal hier landen. Er betrachtet die Inschrift mit den Lebensdaten seiner Frau in goldenen Lettern.

Eduard nimmt Abschied. Endgültig. Er wird nicht mehr herkommen, jetzt, da das erste Trauerjahr vergangen ist. Dieser Besuch soll ihn befreien. Er steht aufrecht in seinem langen dunkelgrauen Tweedmantel, der allein schon sein Alter verrät. Die jungen Männer tragen alle kurze, viel praktischere Mäntel, aber er hängt an diesem alten Stück, das er sich vor Jahren gekauft hat, allein, zum ersten Mal ohne Beratung durch Tilla. Er atmet tief durch, verneigt sich ein letztes Mal mit einem kurzen Kopfnicken, nicht nur vor seiner Frau, sondern vor ihrer ganzen Familie, die ihm so viel geholfen hat, vor allem am Anfang, im Krieg und nach Kriegsende. – Sie hatten ihn akzeptiert. Ihn, den Deutschen, den Feind, den Kriegsgefangenen, den Überläufer. Er denkt an seinen ersten Besuch in ihrem Haus, der Offizier und spätere Schwiegervater hatte ihn mitgenommen, vor der Verlegung nach Australien gerettet, er hatte angegeben, ihn als Arbeitskraft zu benötigen, in seinem Haushalt, im Büro.

An einem nasskalten Abend kam er dann zum ersten Mal in dieses hell erleuchtete, warme Haus, es duftete nach Essen, und eine junge Stimme sang eine sanfte Melodie, die von einem Klavier begleitet wurde. Es war wie eine andere, ferne Welt.

Monate der Gefangenschaft waren vergangen, Monate der Befragung, des Aushorchens von Mitgefangenen; Monate, in denen er sein Englisch durch aufmerksames Zuhören und Aufschreiben perfektionierte, an seiner Aussprache feilte, bis es schwer wurde, seinen Akzent zuzuordnen. Erst dachte er, für seine Flucht, dann

aber, nachdem er das Vertrauen einiger Offiziere gewonnen hatte, für sein Leben in England, in Freiheit, mit seiner Charlotte. Und schließlich kam alles anders, denn er lernte Tilla kennen in diesem Haus, und von Charlotte verlor sich die Spur.

Er atmet tief durch und verdrängt die Erinnerung, indem er bewusst das Lichtspiel der Nachmittagssonne auf den verwitterten Grabsteinen am Wegrand betrachtet.

Mit bedächtigen, aber immer festeren Schritten geht er über die verwunschenen Pfade des Friedhofs hinaus auf die Straße, und es fühlt sich an, als würde er zurück ins Leben gehen, zurück in den Lärm und den dichten Verkehr der Großstadt, hinaus aus der grünen Idylle, die wirklich zu einer anderen Welt zu gehören scheint.

Er winkt ein Taxi heran und lässt sich zurück zu seiner Wohnung bringen. Nach einem Stau und gefühlt fünfzig Ampeln hält der Wagen vor dem schönen Haus, in dem er die letzten fünfzig Jahre residiert hat.

In seiner Wohnung stehen überall Umzugskisten. Es kleben Schildchen mit Namen und Preisen an den Möbeln, da er einen Großteil verkauft hat. Nur einige wenige nimmt er mit in seine neue, kleine und sehr moderne Wohnung an der Themse. Sein Neubeginn. Endlich.

Es hat ihn trotz allem viel Energie gekostet, sich aus seiner freudlosen Ehe mit Tilla zu befreien, so viele Jahre, so viel Gewohnheit, so viele Erwartungen, die an ihn herangetragen wurden und immer noch werden.

Jetzt aber will er nach Charlotte suchen, nach dem Mädchen, das er einmal so sehr geliebt und dennoch im Stich gelassen hat, als es darauf ankam.

Nach Kriegsende fehlte ihm der Mut, nach ihr zu suchen. Es war so bequem, wie alles kam, ihm zufiel, ohne viel Zutun eigentlich, einfach so. Und trotzdem hat er es sich nie verziehen, hat er

nie so ganz vergessen können. Je älter er wurde, desto präsenter war diese Zeit geworden, diese Liebe, und dieser eine Moment, dieser letzte Tag, ihr Abschied und ihr Versprechen.

Morgen wird er nun, zum ersten Mal seit damals, in sein Heimatdorf am Rhein reisen. Dort hatte alles angefangen, und eigentlich nahm es auch dort sein Ende.

Geschickt läuft er um all die Möbel herum, sein Koffer liegt vorbereitet auf dem Bett, natürlich, die gute Seele von Betty hat für ihn vorgepackt; er schaut kurz, was fehlen könnte – nichts, wie immer, sie hat Übung darin. Für all seine Geschäftsreisen der letzten zwanzig, ach was, vierzig Jahre hat sie ihm den Koffer gerichtet. Er wird sie vermissen. Sehr sogar. Aber sie hat ihm den Umzug nicht verziehen. In so einer modernen Wohnung wolle sie nicht arbeiten. Da gäbe es für sie ja gar nicht genug zu tun. Nun ja, sie ist Anfang siebzig, vielleicht ist es auch nur ihre Art, sich mit erhobenem Haupt in den Ruhestand zu verabschieden.

Neben den Koffer hat sie einen Stapel in Leder gebundene Büchlein gelegt. Es sind Tillas Tagebücher. Warum? Will Betty, dass er sie mitnimmt? Dass er sie liest?

Das macht er gewiss nicht. Sie waren ihr Heiligtum. Tilla hat sie immer sorgsam weggeschlossen. Er nimmt den Stapel hoch und steht unentschlossen da. Wohin damit? Betty soll sie nicht noch einmal in die Finger bekommen. Am besten in eine bereits gepackte Kiste. Er wird später entscheiden, was er damit macht.

Eine Schale später Rosen leuchtet weiß auf Tillas Nachttisch. Sanfter Sommerduft zerfließender Träume. Eduard tritt ans Fenster. Dämmerung. Die blaue Stunde. Der Abendstern als Mondsignal. Zumindest am Rhein. Hier über den Dächern von London war er nicht zu sehen. Langsam wendet er sich ab.

Er geht hinüber in den Salon, wo Betty ihm seinen Tee hergerichtet hat. Ein paar leckere kleine Sandwiches und zwei Küchlein. Er wird diesen Luxus sehr vermissen.

Sie ist nirgends zu sehen, wahrscheinlich hat sie früher Schluss gemacht. Also geht er zu einem noch geöffneten Umzugskarton, hebt zwei Akten heraus, verteilt die Tagebücher darunter, legt die Akten wieder hinein und verschließt den Karton mit einem Klebeband.

Anschließend schaltet er die kleine Stehlampe an, holt eine Zeitschrift und setzt sich an den Couchtisch. Er blättert unkonzentriert einige Seiten um, findet schließlich einen ansprechenden Artikel und legt daraufhin das Heft erst einmal beiseite, schenkt sich Tee ein, gibt Milch und Zucker dazu, trinkt einen Schluck, beißt dann in ein Sandwich, bevor er die Zeitung wieder aufnimmt und zu lesen beginnt.

Nachdem sie sich eine dunkelgrüne Gießkanne geschnappt und am Hahn neben der Garage aufgefüllt hat, läuft Mona mit kräftigen Schritten die Auffahrt hinauf. Ihr alter Hund hat Mühe mitzuhalten. Links von der Einfahrt stehen zwei alte Eichen. Hier hält es Sid nicht länger aus, er weicht von ihrer Seite ins hohe Gras. Mona geht unbeirrt weiter. Die Gießkanne zieht an ihrem rechten Arm, aber die Vorstellung, sie abzustellen und anschließend wieder anheben zu müssen, treibt sie bloß schneller den Berg hinauf. Jetzt kann sie das alte Familiengrab mit den zwei Zypressen bereits sehen. Das schiefe, rostige alte Geländer, welches das Grab einzäunt, glitzert tropfnass in der Sonne. Es ist schon sehr besonders, so ein alleinstehendes Grab außerhalb des Friedhofs, heute gibt es so etwas nicht mehr, aber die bestehenden Gräber dürfen erhalten bleiben.

Mona betrachtet die schöne Komposition, die sie mit ihrer Tochter Emma vor vielen Jahren hergerichtet hat. Rote und weiße Rosen bedecken den Boden im vorderen Bereich. Dahinter duften die fast verblühten Lavendelbüsche, ein paar späte Nachtriebe

leuchten noch blau. Eine Buchshecke gibt dem Ganzen einen Rahmen. Die alten Grabsteine sind von Efeu umrankt. Nur Emmas Name ist noch immer deutlich heller als die ihrer Vorfahren. Die Inschrift von Monas Ehemann Thello sieht nach zwanzig Jahren genauso verwittert aus wie alle anderen.

Mona beginnt, die Rosen und den Buchs zu gießen. Dann hält sie inne: »So ein Quatsch! Es hat doch geregnet!«

Sie stellt die Gießkanne ab. Ihr Blick versinkt in den strahlenden Farben der Pflanzen im warmen Abendlicht. Die Position des Grabes ist wohl überlegt. Man hat einen wunderbaren Blick in das Tal und auf das Anwesen und bleibt dennoch von den Winden oben auf der Kuppe verschont. Ganz sanft rascheln die Zedern, die ihren zarten Duft verströmen, den süßlichen Noten der Rosen und des Lavendels einen herben Unterton geben – das ganze Spektrum des Lebens ist da. Monas Gedanken schweifen zu den lauen Sommern auf der Terrasse, den fröhlichen Runden, ihr Ehemann Thello, ganz in seinem Element als eloquenter Gastgeber, strahlend, und Emma, quirliger Wirbelwind, mit zarten Schrittlchen von einem zum anderen tänzelnd ... Erst wurde gegessen und getrunken und irgendwann holte Albert seine Gitarre heraus und es wurde gesungen. Später machte Thello die Stereoanlage an, die Drinks wurden stärker und sie tanzten über den Rasen und rund um den erleuchteten Pool. Natürlich landeten immer auch einige im Wasser, später, lachend und prustend zur Mitternacht. Sie grinst. Wenn es warm genug war, landete die halbe Gesellschaft im Wasser!

Die Zedern neben dem Pool verströmten dazu den gleichen würzigen Abendduft wie die hier am Grab, gepaart mit der jeweiligen Blüte: Am intensivsten war es im Juni, wenn die Linden blühten und der Trompetenbaum – und die Rosen natürlich. Im Sommer schickte die immergrüne Magnolie ihren zitronigen Duft in die Nacht, zusammen mit dem Lavendel und den Duftgeranien. Sie lächelt. Es waren wunderbar unbeschwerte Momente,

die glücklichsten vielleicht, in denen alle Gäste die Zeit hätten anhalten wollen, gemeinsam. Und das Ende war immer gleich: Thello spielte erst *Dancing Queen* und danach *Thank you for the music*. Und dann halfen alle summend und lachend, die Sachen in die Küche zu stellen, und gingen nach Hause. Um ein paar Tage später wiederzukommen. Es waren unsere Sommer. Bevor wir das Haus am Meer kauften, bevor Thello oft nicht nach Hause kam.

Inzwischen ist auch der Hund eingetroffen und legt sich neben Mona ins Gras. Als er sie berührt, erwacht sie aus ihrer Gedankenverlorenheit.

»Da bist du ja! Na komm, wir gehen noch ein Stück.« Sie stellt die Gießkanne hinter den Grabstein und geht zurück auf die schmale Straße.

Kurz hinter dem Familiengrab steigt sie auf die steile Kuppe, von der aus man einen Panoramablick über das breite Hochtal hat, an dessen Ende das Dorf an einem sanften Hügel liegt. Weinberge, nichts als Weinberge. Nur in ihrem schmalen Bachtal ist es zu kalt für die Reben, selbst ihre Obstbäume erfrieren regelmäßig bei späten Frühlingsfrösten.

Die Kirchenglocke läutet den Abend ein. Das glitzernde Auto-band des Feierabendverkehrs schlängelt sich bunt über die große Landstraße am Dorfrand. Das pulsierende Leben! Wie weit ist sie doch davon weg, in ihrer alten Mühle. Dort kommen am Tag kaum drei Autos vorbei. Und das sind vor allem die Post und der Bäcker, der die Baguettes in den Sack neben dem Briefkasten steckt.

Sie ist keine Sackgasse, ihre Straße, aber außer zu Weinbergen führt sie ins kurvige Nirgendwo. Alle anderen Wege sind schneller. So kann sie gemächlich ein Stück auf ihr bleiben, bis sie nach links in einen Feldweg einbiegt und zwischen den Reben langsam zurück ins Mühlthal wandert. Der Hund immer ein paar Schritte hinter ihr.

Sie schaut sich den Weinberg an, in wenigen Tagen wird Ernte sein, voll und prall sehen die dunkelblauen Trauben aus, hier und da sitzt ein Schmetterling darauf, auch Bienen summen im Klee am Fuß der Reben.

Sie biegt nach rechts ab, auf ihre Obstwiese. Der Birnbaum beugt sich unter der Last seiner Früchte, dafür sind die Weinbergpfirsiche von den Vögeln fast vollständig geerntet worden. Sie schaut nach den Himbeeren, auch da ist noch einiges zu ernten, sobald wieder ein kühlerer Tag kommt, wird sie noch etwas Marmelade kochen. Sie pflückt ein paar gelb-grüne Conférence-Birnen und legt sie wie Babys in ihre zum Tragen angehobene Bluse.

Das aufgeregte Rufen eines Pirols erklingt, als sie endlich wieder den Rand ihres Gartens erreicht. Garten. Die Franzosen nennen ihn »Park«. Er ist groß, hat viele Bäume und sogar einen Teich mit Steg, Ruderboot und lauschigem Pavillon. Mona meidet das Gewässer seit Thellos Tod. Es war ihr gemeinsames Projekt, dieser Teich, eigentlich die gesamte Gartengestaltung, mit Rückzugsecken und Blickachsen, mit heimischen und fremden Pflanzen, einem Rosengarten mit ausschließlich alten Duftrosen, der tropischen Ecke mit Bananenstauden, Palmen, Granatapfel und Papayabaum, dem mediterranen Bereich mit den Oliven- und Feigenbäumen, Zitrusbäumchen in Kübeln und den Lavendel- und Rosmarinbüschen rund um das abseits vom Haus liegende kleine Schwimmbad.

Darauf freut sie sich jetzt. Es ersetzt nicht das Meer, aber es entspannt sie trotzdem, das seichte, noch immer lauwarmer Wasser, der Duft der Lavendelbüsche, der Blick in die sonnenbeschienenen Baumkronen, das sanfte Rascheln der trockenen Pappelblätter im aufkommenden Abendwind, dazu das Singen der Grillen und manchmal noch einer verirrtten Zikade.

Sie legt die Birnen auf dem Terrassentisch ab, geht zum Schwimmbecken, streift ihre graugrüne Bluse und die sandfarbene

Leinen-Short ab, zieht den Schlüpfer aus und hüpfte fast übermütig ins Wasser. Der Hund legt sich auf die letzte sonnenbeschienene Stelle am Beckenrand, und beobachtet sie aus schläfrigen Augen.

Ach! Der Garten, das Gemüse! Ich habe es vergessen. Schulterzuckend lässt sie sich ins Wasser sinken, treibt zunächst auf dem Rücken, den Blick in den nun wieder tiefblauen Himmel. Die Pappeln schimmern silbergrün, sie ahnt das Rauschen mehr, als dass sie es hört. Die Bienen summen durch die Lavendelreihe, suchen nach den späten Blüten. Mona beginnt mit den Armen zu schlagen, langsam und gleichmäßig, man erkennt die geübte Schwimmerin, bis ihr Handrücken am Randstein anschlägt.

Nun zieht sie Bahn um Bahn, Brust, Kraul, Rücken, ab und an genießt sie es, sich einfach kräftig abzustoßen und dann treiben zu lassen, bis ihr die Luft ausgeht. Zum Schluss, wenn sich endlich alle Gedanken im gleichmäßigen Rhythmus des Atmens erschöpft haben, sie nur noch Herzschlag und Bewegung ist, legt sie sich wieder auf den Rücken, genießt die Abendsonne in ihrem Gesicht, und das Blau, das unendliche Blau des Himmels.

Schließlich steigt sie aus dem Wasser, wickelt sich ein Handtuch um und geht in Richtung Gemüsegarten. Nasses Gras quietscht zart unter ihren nackten Füßen. Das kurze Stück über den Kalksteinweg sticht in ihre Fußsohlen, macht jede Bewegung vom Aufsetzen bis zum Abrollen zu einem bewussten Moment, um so genüsslicher ist die Rückkehr ins weiche, feuchtwarme Gras, bis sie schließlich am windschiefen, von graugrünen Flechten bedeckten Holztor des Gemüsegartens ankommt.

Sie läuft auf dem strohbedeckten Boden, der die Hitze abhält und auch ein Zuviel an Regen, befestigt ein paar späte Tomatentriebe, die der Gewitterwind verweht hat, pflückt eine der letzten großen Herztomaten, zwei Zucchini, eine Gurke, zieht noch ein paar junge Zwiebeln heraus. Die Blätter sind bereits vom Mehltau

geweißt, die Gartensaison neigt sich dem Ende zu. Bald hätte sie Feldsalat gesät, in anderen Jahren. Ihr Handtuch beginnt zu rutschen, sie lächelt, klemmt es mit ihren Achseln fest, balanciert das Gemüse – und sich selbst – Richtung Haus, als ob es jemand sehen würde, wenn sie hier jetzt nackt herumspazierte, aber falls – die Leute halten sie eh schon für etwas meschugge, nein, lieber nicht ...

In diesem Augenblick fährt hupend ein kleiner himmelblauer Renault auf den Hof. Albertine steigt aus und läuft zu Mona.

»Salut! Ich möchte dich gar nicht lange stören!« Sie drückt Mona einen gehuschten Gruß auf die Wange und kann sich nicht verkneifen, einen Blick auf Monas knapp verhüllten, durchtrainierten Körper zu werfen.

»Ich komme nur schnell vorbei, um den Schlüssel abzuholen. Es ist viel später geworden, als ich geplant habe! Das Gewitter. Na ja, aber jetzt habe ich das Haus für meine Abwesenheit vorbereitet und kann starten.«

Mona sieht sie erstaunt an.

»Dein Sommerhäuschen in Arcachon, weißt du noch? Du wolltest es mir leihen?« Jetzt wirkt Albertine selbst etwas verunsichert.

»Aber ja, natürlich, meine Liebe! Bitte entschuldige, mir gehen heute so viele Dinge durch den Kopf, da habe ich nicht direkt geschaltet. Er liegt schon bereit. Komm, wir gehen schnell hinüber zum Haus. Ich glaube, ich habe ihn auf den Küchentisch gelegt. Oder doch auf die Kommode im Eingang? Na ja, wir werden ihn schon finden.«

Albertine lächelt erleichtert. »Oh, kein Problem. Ich habe ja Zeit!«

Sie findet, dass Mona heute anders spricht als sonst, irgendwie härter, mit Akzent. Bisher war ihr das noch nie aufgefallen.

Natürlich weiß sie, dass Mona Deutsche ist, aber ihr Französisch war bisher immer einwandfrei, klar und präzise. Pariserisch. Ohne den singenden Akzent des Südens.

»Na ja, eine gute Stunde wirst du schon brauchen. Und wahrscheinlich willst du noch etwas essen gehen? Ich empfehle dir *Chez Claude*. Einfach einer der besten. Egal, ob für eine Kleinigkeit oder das große Menü.«

»Danke dir. Aber ich werde mir, glaube ich, einfach unterwegs etwas besorgen und in Ruhe zu Hause« – sie lacht – »na ja, quasi zu Hause, essen.«

Sie betreten das langgestreckte Gebäude und Mona legt das Gemüse in der Küche ab.

»Na, das machst du, wie es dir gefällt. So, schauen wir mal. Auf dem Tisch liegt der Schlüssel nicht. Auf der Kommode auch nicht. Vielleicht hängt er doch noch im Schrank?« Sie öffnet den alten Eichenschrank, in dessen Tür Thello von innen etliche Nägel für die Schlüssel gehauen hat. »Da ist zumindest der Ersatzschlüssel. Der tut es ja auch.«

Sie gibt ihn Albertine in die Hand, aber ihr Blick ist abwesend. Wo zum Kuckuck hat sie den Schlüssel hingelegt?

»Danke, Mona. Dann störe ich dich nicht länger und mache mich auf den Weg.«

Sie beugt sich vor und haucht Mona einen weiteren Kuss auf die Wange.

»Mach es gut, Albertine. Genieße die Zeit und lass es dir gut gehen.«

»Danke Mona. Ich bin so froh, ein wenig rauszukommen! Weg von der Schule!«

»Du hättest wirklich besser eine andere Bleibe gesucht als das alte Schulhaus!«

»Ich weiß, aber es war sehr günstig, und damals konnte ich mir ein Leben ohne Schulkinder und Pausenklingel einfach nicht vorstellen!«

»Wir sollten uns etwas einfallen lassen. Ich höre mich mal um im Ort.«

»Keiner wird mir die Bruchbude an der Schule abkaufen! Viel zu laut.«

»Wahrscheinlich hast du recht. Außer vielleicht die Schule selbst. Ich spreche mal mit dem Bürgermeister.«

»Danke, Mona. Einen schönen Abend dir.«

»Für dich auch. Bis bald.«

Monas Freundin Tia sammelt Herzen. So wie andere Enten, Kühe, Katzen oder Teekannen sammeln, hat Tia von überall und nirgendwo kitschige Herzen mitgebracht und geschenkt bekommen.

In ihrer vorherigen Wohnung in London waren sie allgegenwärtig, an den Wänden als Poster, auf Regalen als Statuen, auf Döschen und Vasen, sogar im Schrank als Teller, Schüsseln und Teekannen. Es gab so viele Herzen, dass sich das ihre darin hätte verlieren können, wenn sie denn noch eines zu verlieren gehabt hätte. Wo war es abgeblieben? Schon in den Bombentrümmern am Hafen, die ihren Vater begruben? Oder beim Verschwinden ihrer Mutter wenig später? Erst durch die vielen enttäuschten Lieben? Clarissas Hochzeit?

Sie sieht in den herzförmigen Spiegel neben dem Schreibtisch. Das erste Herz. Ein Geschenk ihrer Mutter, kurz bevor diese eines Morgens das Haus verließ und nie wiederkam. Da war sie fünfzehn und der Krieg gerade erst zu Ende.

Jetzt ist dieses Jahrhundert zu Ende, ein neues hat gerade erst begonnen und sie ist fast schon alt: Ihre wenigen, aber tiefen Falten lassen sich mit keiner Creme mehr glätten und das Haar hängt schlapp und dürr an den grauen Schläfen hinunter. Zu viel Chemie und zu viele Jahre haben es ausgelaugt, denkt sie, und